

# Wilhelm v. Chézzy



Ein Dichterstücklein

# **Ein Dichterstücklein.**

von  
Wilhelm von Chézy

---

**Morgenblatt  
für  
gebildete Leser.**

Nro. 53/54/55/56/57. 3/4/5/6/8. März/1847.

**V**or dem Tode kommt die Krankheit, der Auflösung in Staub und Asche geht die Verwesung voran. Nicht anders ist es mit dem Ende und der Zersetzung des Adels in Frankreich zugegangen. Richelieu und Mazarin haben ihm das Lebenslicht ausgeblasen, der Leichnam wurde zum Fußschemel der unumschränkten Königsgewalt, und die Fäulniß äußerte sich in den schnödesten Ausartungen des Junkerthums. Das Missgeschick des Adels von Schild und Helm lastete damals zum großen Theil auch auf dem Adel von Gottes Gnaden, den keiner erbt und keiner seinen Nachfolgern hinterläßt. Wie heutzutage der Dichter sich im Kleinbürgerthum gefällt, auch wenn er in Lied und Wort vollends hinabsinkt zum Schlamm der menschlichen Gesellschaft, so war er zu jener Zeit ein Junker in des Wortes schlimmster Bedeutung wie in der besten. Liederreich und Lüderlich gingen Hand in Hand. Ein Muster der Gattung war der hochbegabte Sänger aus Chimay, von welchem dieses neue Stücklein berichten soll.

Jakob Lainez hat seines Hauses Namen unsterblich gemacht. Wie nämlich Ignaz von Loyola der streitenden Kirche Georg von Frundsberg, so war Lainez der Kaspar

von Frundsberg derselben. Ein späterer Lainez, mit dem Taufnamen Alexander, machte sich als Dichter bekannt, und war ein Dichter mit allen Gaben und allen Fehlern seines Zeitalters. Schon lagen die grünen Tage der Jugend weit, weit hinter ihm, als das achtzehnte Jahrhundert allmählig den berüchtigten Tagen der »Regentschaft« zuzuging. Ludwig XIV. zählte über siebenzig Winter und war fromm geworden, wie der Satan ein Einsiedler; er wird selber am besten gewußt haben weißhalb. Lainez dagegen war zwar auch alt geworden, aber dennoch ganz der alte geblieben. Das Scheermesser des Haarkräuslers fand mit jedem Neumond immer weniger Silberstoppeln unter der Perücke wegzuräumen, doch der blanke Schädel barg, wie sonst, die unversiegbare Quelle von Wissen und Können. Aus dem gedunsenen Antlitz mit den stammenden Wangen und der blaurothen Nase blitzten ein paar Schelmenaugen von unverwüstlichem Feuer. Unter dem schwammigen Speck auf der breiten Brust schlug das Herz eines Jünglings, aber eines Jünglings jener Schule, deren Zöglinge den Genuß des Daseyns gleich mit dem Bodensatz beginnen, statt mit dem verblenden Schaum, wie um im Schirm des Lasters sich vor den Stürmen der Leidenschaft zu bewahren. Wer in der Lehrzeit nicht zu Grunde geht, der wird, wie Talleyrand, ein frischer Greis mit schlechtem Herzen und gutem Magen.

So auch Lainez. Er hatte in Gesellschaft bei einem

vornehmen Gastfreund gut und überreichlich gegessen, besser und noch viel reichlicher gezecht, fünf, sechs oder gar sieben Stunden lang. Bei Tisch und mehr noch nach Tisch sprudelte er über von Witz und Laune, unerschöpflich wie ein Wasserfall, blendend, sprühend, farbenspielend wie ein Feuerwerk mit tausend Raketen, Leuchtkugeln, Rädern und allem Zubehör erfinderischen Scharfsinnes. Die seinen Herrn, die schönen und geistreichen Frauen drängten, belagerten ihn und machten ihm förmlich den Hof. Hier flötete eine Marquise: »Theurer Lainez, ich bitte, nur einmal noch das herzige Liedchen von vorhin.« Gefällig wiederholte Alexander die begehrten Verse; sie waren ja von ihm selber. Dort rief eine Herzogin: »Ach, wie schön! o wie wundervoll! Hätt' ich nur ein besseres Gedächtniß!« — »Ei,« meinte ein Herrlein, »unser Anakreon wird doch so artig seyn, Euch eine Abschrift zu geben.« — Nicht gar viel fehlte, so wäre der Neuling verlacht worden. — »Eine Abschrift von Lainez?« rief Jemand mit lauter Stimme, »begehrt sie vom ehernen Roß auf der neuen Brücke, und Ihr habt mehr Hoffnung sie zu erhalten, als vom Dichter. Lainez theilt nie eine Abschrift mit. Doch ich, ich erfreue mich des besten Gedächtnisses, schöne Frau, und Ihr sollt das Gedicht haben.« — Der Dichter runzelte die Stirn. — »Der König, unser Herr,« sagte er, »hat ein stattliches Versorgungshaus für seine verstümmelten Krieger errichtet; ich muß eines für meine zu Schanden

gehauenen Verse aufführen, und dann werden die Opfer des tapfern Herrn von Montauzier ganz allein einen Flügel füllen.«

Ein anderer hätte den Hieb vielleicht übel aufgenommen, doch der Herzog von Montauzier hatte nichts lieber, als wenn ihm widersprochen wurde; weßhalb er freundlich entgegnete: »Ihr braucht keine Krüppel zu versorgen, mein guter Lainez, sondern könnt sie heilen und in sieghafter Schlachtordnung der Welt vorstellen. Ich will die Druckkosten übernehmen. Da meine Hand, ein Mann ein Wort,« — »Schlagt ein, Lainez, sagt: topp, es gilt!« mahnten die Stimmen von allen Seiten. Der Dichter schüttelte das Haupt. — »Ich lasse keinen Buchstaben drucken,« rief er mit flammenden Blicken, »schon darum, weil ich das Beste doch zurückbehalten müßte. Ueberhaupt bin ich nicht dazu geboren, daß jeder Lumpenhund für seinen kleinen Thaler meiner Seele Blüten, meines Herzens Ergüsse zur Hand nehme, um damit nach den Eingebungen seiner rohen Dummheit zu verfahren. Ich will Herr und Meister seyn, mich denen mitzutheilen, die ich solcher Ehre werth erachte. Die Buchdruckerei ist für Schulmeister und Marktschreier erfunden, nicht für den Dichter.« — »Doch sichert sie die Unsterblichkeit,« flötete wiederum die Marquise. — »Eine saubere Unsterblichkeit,« murmelte Lainez, »die im Staub einer Büchersammlung modert. Ich bitt' Euch, lest doch Gedichte, die vor Jahren gedruckt

wurden. Ich will ein Jansenist seyn, wenn Euch die erste beste Prise Schnupftabak nicht lieber ist.« — »Geht, Lainez, geht, Ihr gefällt Euch im Widerspruch. Denkt an unsere großen Dichter; geht weiter zurück, um die Italiener in's Auge zu fassen, und noch weiter dann, bis in's graueste Alterthum. « — »Es sey,« sprach der wunderliche Dichter, »ich will zurückschauen, und nun behaupt' ich erst: Homer, Virgil, Horaz, Dante, Ariost, Tasso, Calderon, Camoens, und so viele andere noch, worunter die Sterne am Himmel Ludwigs des Großen, sie alle sind nur darum unsterblich, weil sie von ihren Zeitgenossen bewundert und gepriesen wurden; wenn aber ihre Werke übrig blieben, so ist das nur um so schlimmer für ihren Ruhm. Bleiben wir gleich bei Homer stehen. Wenn keine Zeile von ihm übrig geblieben, unsere Bewunderung wäre nicht geringer, und kein Splitterrichter dürfte daran mäkeln, wie es hier zu Paris vor unsern sehenden Augen geschehen ist. Wohlan, ich wenigstens will durch die Buchdruckerpresse keine Drachenzähne säen, woraus mir Aristarchen erwachsen. Mir genügt der Beifall eines erlesenen Kreises, der mich versteht, und die beste Unsterblichkeit — gewährt mir der Widerhall eures Lobes. Homer hatte seinen Alexander von Macedonien, Lainez hat die Stimme der geistreichsten Gesellschaft für sich.«

Die wohlangebrachte Schmeichelei schnitt jeden ferneren Einwand ab. Bald darauf trennte sich die

Versammlung. Lainez stieg zu Montauzier in die Kutsche, wie das immer geschah, wenn die Beiden in einem Haus zusammentrafen. Der Dichter hatte nämlich unter seinen Eigenheiten auch die, daß, so oft ihn Jemand bei Nacht oder bei Tag, in gutem oder schlechtem Wetter nach Hause führen wollte, er sich regelmäßig auf der neuen Brücke beim ehernen Standbild absetzen ließ, weil er, eifersüchtig auf seines Thuns und Lassens Unabhängigkeit, seine Wohnung strengstens geheim hielt, und da nun der Herzog sich gewöhnt hatte, keine weiteren Fragen deßhalb zu thun, so gab ihm Lainez immerdar den vielbeneideten Vorzug. Auch dießmal wollte Montauzier beim Einsteigen dem Lakaien die gewöhnliche Weisung geben, doch Lainez kam ihm mit dem Ausruf: »Nach Hause!« zuvor. — »Welch angenehme Ueberraschung!« sagte der vornehme Gönner; »Ihr wollt mir den Abend schenken?« — »Habt Ihr den Abend frei, gnädiger Herr?« fragte Lainez. — »Für Euch immer,« entgegnete verbindlich der Cavalier. Der Dichter fuhr gelassen fort: »Zweifelsohne besitzt ihr auch die Livree des Herzogs von Orleans?«

Dem Herzog ging ein Licht auf. »Es ergeht mit heut mit Euch wie einst dem Herrn Herzog zu Fontainebleau,« sagte er, »auf dessen Einladung zum Abendessen Ihr den Bescheid gabt: fünf oder sechs Leute erwarten mich in der Kneipe, und Eure Hoheit würden gewiß die schlechteste Meinung von mir fassen, wenn ich meine



Freunde sitzen ließe.« — »War die Bemerkung nicht wohl begründet?« antwortete Lainez unbefangen. — »Unwiderleglich,« bestätigte der Herzog; »aber wie nun, wenn ich Euch beim Wort nähme und in den mauerfarbenen Mantel schlüpfte?« — »Wir gewinnen dabei und Euch wird's schwerlich reuen. Ein treffliches Nachtessen . . .« — »Wie, Lainez, wollt Ihr schon wieder essen, kaum von der Tafel aufgestanden?« — »Mein Magen hat kein Gedächtniß, [Dieses oft gebrauchte Scherzwort stammt von Lainez, was hier ausdrücklich erwähnt sey, damit mich nicht ein Vorwurf treffe, wie ihn vor Kurzem Schillers Don Carlos erfuhr, von dem gesagt wurde: er beginne mit einer abgedroschenen Redensart. Wenn das einem Großen geschieht, was haben die Kleinen erst zu befahren!]« gnädiger Herr. Ihr findet auch den ausgesuchtesten Wein, fröhliche Gesellen und die feinste Blüthe barmherziger Schönheit.« — »Wo ist die Zusammenkunft?« — »Ganz nah bei Eurem Palast, in der vortrefflichen Kneipe zur Barre Royale.« — »Es sey darum,« rief Montauzier; »es ist ohnehin schon gar zu lange, daß ich vor lauter guter Gesellschaft nicht in die beste gekommen bin.«

Hell schien der Morgen, als Lainez seinen vornehmen Freund am Arm heimführte. Montauzier hatte jenes wunderliche Gefühl, welches das Haupt schwer, die Füße leicht macht, so daß er sich ungefähr wie ein Stehauf aus Hollundermark vorkam und immer in Versuchung

gerieth, sich gleich diesem auf den Kopf zu stellen. Doch erreichten sie ohne Unfall, sogar ohne Aufsehen des Herzogs Wohnung. — »Das war eine herrliche Nacht,« rief Montauzier, indem er sich in einen Lehnstuhl warf, »und ich will gern die Nachwehen aushalten. Ihr wart unübertrefflich, Lainez, göttlich, mein königlicher Dichter. Das heiß' ich Leben, das nenn' ich Lust. Jetzt aber wollen wir rasten, schlummern, den schönen Traum fortspinnen in Orpheus Armen.«

Lainez verzog keine Miene über den Schnitzer. »Der Schlummergott ist ein Schotte,« sagte er, »Mac Orpheus, und man sagt gewöhnlich M'Orpheus. Doch ich mag nichts von ihm wissen; schlafen kann ich noch genug, sobald ich einmal todt bin. Ich gehe jetzt zur königlichen Büchersammlung.« — »Warum nicht gar!« entgegnete Montauzier; »Ihr werdet zum Selbstmörder. Glaubt mir, streckt Euch aus. Ich lass' Euch ein Bett geben.« — »Gott befohlen, gnädiger Herr,« antwortete Lainez und wandte sich zum Gehen. — »Oh, nur noch einen Vers zum Abschied!« lallte jener. Dem Dichter wollte in der Eile nichts beifallen, doch half er sich schnell genug; in Ermanglung eines geistreichen Scherzes speiste er den Verlangenden mit einem lateinischen Distichon aus dem Stegreif ab. Ohnehin pflegte er zu sagen, es gehe nichts über lateinische Verse, wenn einer sich wüst im Haupt fühle. Zufrieden nickte der Herzog ein, nachdem er halb träumend wiederholt:

Regnat nocte calix, volvuntur biblia mane;  
Cum Phoebus Bacchus dividit imperium.

Lainez ging, wohin er gesagt, doch wollte ihm die gewohnte Beschäftigung nicht behagen. Schon nach ein paar Stunden sprach er zu sich selber: »Ich werde alt und schwach; die eine Nacht hat hingereicht, mich zu betäuben. Aber wie alt bin ich denn eigentlich? Ich glaube kaum sechzig Jahre. Was ist das für einen wohlgemachten Mann? Noch volle zehn Jahre hab' ich hin bis zur krückenförmigen Galgenzahl, die an und für sich nicht so übel wäre, käme nicht der verfängliche Achter gleich dahinter. Offenbar hab' ich leichtsinnigerweise zu wenig von jenem kostbaren Sillery getrunken, den uns die Mutter Blaubart auftischte. Nun spür' ich Gewissensbisse. Immerhin, der Biß ist heilbar, laßt uns Hundshaare auflegen.« Er stellte die Bücher dem erstaunten Aufwärter zurück, der nicht gewohnt war ihn so früh scheiden zu sehen. Draußen gaben die frische Luft und die Aussicht auf die herrlichen Tropfen dem Dichter alsbald die muntere Laune wieder. In der St. Jakobsstraße traf er, was ihm erwünscht war, einen guten Bekannten, den Musiker Moreau. — »Guten Morgen! Woher, wohin?« — »Zum Palast Montauzier,« beschied Moreau. — »Was thun?« — »Den Fräulein Unterricht geben. « — »Ist's gar so eilig?« — »Geht an.« — »So kommt mit mir, lieber Moreau. Unsere Mutter Blaubart zur Barre Royale hat einen Sillery bekommen, einen

Sillery . . . « — »Pah,« unterbrach ihn der Musiker, »wozu der Worte? Wir wollen ihn einmal versuchen. Zwei Schritte Umweg, ein Viertelstündchen Zeit, Ihr seydt mir darum nicht feil.«

Wer gern tanzt, dem ist leicht gepuffen. Der Champagner war übrigens des Lobes werth, das ihm der Kenner Lainez geweiht. Nachdem die erste Flasche leer geworden, stieg Moreau hinab, um eine zweite zu bestellen. Vielleicht hatte er seiner harrenden Schülerinnen noch nicht ganz vergessen, dann aber machte er auch gewiß die scharfsinnige Bemerkung, wie unhöflich es wäre, die Artigkeit des Freundes nicht auf der Stelle auszugleichen. Eine Ehre ist der andern werth, und der Wein war so gut! — Wieder wackere Moreau ins Erdgeschoß kam, sah er zwei Bekannte vorübereilen, den strammen Fechtmeister Beaunoir und den zierlichen Tanzlehrer Le Brun. — »Woher, wohin?« rief er, auf die Thürschwelle tretend. Die Antwort hieß: »Zu Montauzier, um den jungen Herrn Unterricht zu geben.« — »Der Herzog läßt seine Kinder sorgfältig erziehen, hält ihnen die besten Lehrer,« bemerkte Moreau; »ich gehöre auch dazu, ohne mir zu schmeicheln. Wir gehen hernach desselben Weges, wenn die Herrn zuvor ein Glas Wein annehmen wollen.« Die Herrn ließen sich das nicht zweimal sagen; sie banden ihre Pferde an den Lattenhag im Hof, folgten dem Musiker zur Oberstube und fanden zu ihrer freudigen Ueberraschung dort nicht nur den

besten Wein, sondern auch den gesuchtesten Gesellschafter der guten Stadt Paris, den Sprühteufel Lainez.

Die Fräulein und die jungen Herrn hatten an jenem Morgen gut auf die Lehrer warten, welche der sorgliche Vater für sie bestellt. Als Montauzier zur Mittagsstunde sich erhob und im grimmigsten Uebelbehagen zu Tisch kam, klagten ihm die hoffnungsvollen Sprößlinge ihr Leid. Den ganzen Morgen über waren sie von Hofmeister und Erzieherin mit Wissenschaften und ernsten Beschäftigungen geplagt worden, unerquickt von den willkommenen Unterbrechungen der Musik, des Tanzes und der ritterlichen Fechtkunst. — »Man wird den Herrn einen derben Verweis geben,« brummte der Herzog. Nach dem Essen kam ein noch strengeres Urtheil zu Tage; ein Lakai hatte nämlich die Pferde des Tanzlehrers und des Fechtmeisters im Hof der Weinschenke gesehen, und nun hieß es, die Trunkenbolde seyen sofort abzdanken. Montauzier legte sich nochmals schlafen, um nicht eher als bis zum Eintritt der Dämmerung aufzustehen. Im Kopf fühlte er sich leichter, im Magen; etwas besser. »Der böse Feind hole das Schwärmen!« sagte er, »es kostet mich den ganzen Tag. Vielleicht thut mir's gut, wenn ich ein wenig schlenze.« [Schlenzen: müßig umherschlendern, (Französisch flàner, was ebenfalls kein »anerkannter« Ausdruck, kein »akademisches Wort« ist).] — Der herbeigerufene Kammerdiener brachte den grauen

Mantel, den unscheinbaren Hut. Der Herr fragte, ob die drei Lehrer sich inzwischen gezeigt oder entschuldigt hätten? — Der Diener versetzte mit gewaltsam behauptetem Ernst: »Wenn Euer Gnaden etwas zu befehlen haben, die Herrn Le Brun, Moreau und Beaunoir warten wohl noch ein wenig.« — »Wo?« — »Wo sonst als bei der Mutter Blaubart!« — »Immer noch? Was der Tausend haben sie nur dort zu schaffen?« — »Wichtige Geschäfte, Euer Gnaden; sie helfen seit halb zehn Uhr dem Herrn Lainez trinken.« — Montauzier drückte den Hut in die Stirn und stürmte von dannen, während er verdrießlich in sich hineinbrummte: »Das hätt' ich wissen sollen, ich alte Schlafhaube! Wie viele gute Einfälle sind an die schlechte Gesellschaft vergeudet worden, und ich, einer der ersten Herrn im Königreich, mußte mich indessen langweilen wie ein Mops. In des Dichters kurzweiliger Nähe, bei einem Becher Wein hätte ich mich schnell und leicht erholt. O über die beneidenswerthen Schlingel Beaunoir, Moreau und Le Brun! Wahrlich, ich möchte sie erdrosseln; statt dessen aber muß ich ihnen erst noch Recht geben und verzeihen.«

Die natürliche Folge dieser Gedankenrichtung war der Vorsatz, das Versäumte möglichst nachzuholen. Der edle Herr eilte der Barre Royale zu und nahm dort seinen Weg durch den Hof, um die allgemeine Schenkstube zu umgehen. Im Flur empfing ihn ein wunderlicher Lärm, ein buntes Gedränge. Die Wirthin zeterte, Knecht und

Magd fluchten, eine Schaar von Gästen lachte und schrie, Lainez hielt sich den Bauch und meinte sich auszuschütten, während Le Brun sich bemühte, sein Pferd aus einem Zimmer zu zerren. Indem nämlich die flotten Gäste in der Oberstube ihr Frühstück aus dem Stegreif ungebührlich ausgedehnt, hatten die Rosse im Hof aus Langeweile und Hunger sich losgerissen, den Weg in's Haus und zur Magdkammer gefunden, dort das Bett zerwühlt und den Strohsack auseinander gezerrt, dessen Inhalt sie just mit aller Gemüthlichkeit verzehrten, als der sonderbare Einbruch entdeckt wurde.

Le Brun wünschte in den Boden zu sinken, als er des Herzogs ansichtig wurde; der Fechtmeister schielte nicht minder betreten aus der Kammer; Moreau versteckte sich hinter seines Freundes breite Gestalt. Montauzier aber hieß sie nur hervorkommen, alles sey vergeben und vergessen, und wandte sich zur Mutter Blaubart, die, plötzlich die Freundlichkeit selber, ihn knixend empfing. »Alles auf meine Rechnung, meine Schöne. Laßt die Mähren in den Stall führen und ihnen Haber vorschütten. Uns aber bringt Wein herbei, vom guten, vom ächten, vom menschenfreundlichen, vom holdseligen, mit einem Wort vom Sillery.« — »Sillery, Sillery!« jubelten der Dichter und seine leichtfertigen Gesellen, umdrängten den Gönner, führten, trugen ihn schier die Treppe hinauf, während er aus vollem Halse lachend ausrief: »Das also war euer *volvuntur biblia mane?* So theilt Apoll das

Reich mit Bacchus? Nun, es ist kein Fehler, nur hätt' ich's wissen sollen.«

Am nächsten Mittag hatte Montauzier schon wieder einen schweren Kopf, dabei aber die Gesinnungen eines Türken, der sich in Sturm und Drang zur Würde eines »großherrlichen Trunkenboldes« emporschwingen will. Er sandte zur Barre Royale, um nachzufragen, ob Lainez sich schon wieder eingestellt? Der Gesuchte war nicht zu finden. Eine Anfrage in der königlichen Bücherei blieb eben so erfolglos; kurz, Lainez war nicht zu treffen, nicht diesen, nicht die folgenden Tage. Selbst der Schuhputzer wußte nichts von ihm, der seinen Stand auf der neuen Brücke hatte und bei welchem alle Bestellungen für den Dichter abgegeben und angenommen wurden. Der arme Savoyarde konnte sich zuletzt vor lauter Erkundigungen nach seinem Kundmann nicht mehr lassen und sagte, um sich der Frager zu entledigen: der dicke Herr sey verreist, womit sich jene beruhigten; und weil in Paris alles schnell vergessen wird, so dachte bald keine Seele mehr des Vermißten. In des Königs Schatzamt aber hieß es nach einiger Zeit: der mit der rothen Nase müsse wohl gestorben seyn, da er, sonst der regelmäßigste Kunde, dießmal ganz vergessen habe, seinen Gnadengehalt zu erheben.

Lainez pflegte zwar zu behaupten, er wohne gar nicht; das war aber nur eine Redensart, denn er hatte in der That so etwas wie eine Wohnung. Kennt ihr das



Zweiengelgäßchen? Es ist nicht gar so schwer zu finden, und jetzt noch leichter wie früher, weil seitdem der Brücken mehr entstanden, die Straßen bequemer und gangbarer geworden sind. So ihr vom Louvre über die Brücke, welche von den Künsten (Pont des arts) genannt wird, zum linken Seinestrand hinübergeht, findet ihr ein wenig weiter nach abwärts die Straße »des Petits Augustins,« die zur Straße Jakobs [Rue Jakob, nicht zu verwechseln mit der Rue Saint-Jacques.]« hinausführt, jenseits welcher sie sich mit dem Namen vom heiligen Benedikt fortsetzt. Die Ecke der beiden letztgenannten Straßen sondert sich durch die ellenbogenförmige Zweiengelgasse zu einem eigenen Viereck ab. Dort, unfern der alten Abtei St. Germain des Pres, bewohnte Lainez in einem Hinterhaus eine hochgelegene Stube mit verhältnißmäßig freier Aussicht.

Die Wohnung des Dichters glich seinem Daseyn voll Unordnung, Schmutz, irdischer Armseligkeit und geistigem Reichthum. Die Wände nackt und bloß, das Bett eine Wollenmatraze auf dem verwahrlosten Estrich; der Tisch ein langes Brett auf zwei Holzböcken; der einzige Sitz ein ausgedienter Hackklotz; die gelegentliche Geldkasse das Kopfende des Lagers; der verschließbare Geheimbehälter ein hölzernes Kistchen: das ungefähr war die Einrichtung, abgesehen von Büchern und Schriften, die in ungeordneten Haufen auf dem Boden aufgestapelt lagen, den sogenannten Tisch füllten, jedes Gesims

besetzt hielten. Nur in einer Ecke gab es eine Mahnung an Ordnung: auf dem Kleiderstock ruhte, gekrönt vom Hut, die Perücke, worunter ein sauberer Anzug mit allem Zubehör hing und lehnte; künstlich aufgebaute Fächer von Folianten bildeten daneben die Behälter für Wäsche aller Art wie für Geräthschaften zum Schniegeln und Striegeln des äußern Menschen. Lainez, obwohl von Geburt ein Hennegauer, war dennoch hinlänglich Pariser, um sich vor den Leuten nicht anders als wohlgekleidet zu zeigen. Daheim machte er sich's um desto bequemer in seinem übel zugerichteten Schlafrock und der schmierigen Zipfelmütze, womit angethan ihn der frühe Morgen eifrig lesend oder die Feder in der Hand zu finden pflegte. Wenn er nicht dichtete, las er, und Lesen hieß bei seinem treuen Gedächtniß so viel als Lernen; er vergaß nicht leicht etwas, vorzüglich bewandert aber war er in Geschichte, Staatswissenschaften und Geschlechtskunde.

Doch jetzt — jetzt las er nicht und schrieb noch weniger, vergaß des Essens und verlangte nicht einmal nach Wein; bedarf es mehr, um zu verstehen, daß er sterbenskrank war? Keiner verstand seine Krankheit besser als Lainez selber. Eines Abends befahl er seiner Wärterin, den Priester zu bestellen und dann, während er sich zur großen Reise mit dem Trost der Kirche stärke, seinen Freund Moreau zu holen. Der Geistliche kam, ein strenger, finsterer Mann, wenig geeignet, einem

Sterbenden den Abschied zu erleichtern. Solcher Erleichterung bedurfte übrigens Lainez nicht; er war muthig und gefaßt, sogar heiter.

»Der Tod sucht mich heim,« sprach er, »wie damals der Abbé Fautrier zu Chimay, da er von Maubeuge kam, um mich als einen Schmähschriftsteller aufzuheben. Das war Euch ein trefflicher Schwank, hochwürdiger Vater. Ich hatte ein kleines Erbgut; auf Reisen verthan. Wär's noch zu thun, ich thät' es wieder; nichts geht über das Reisen. Nun lag ich s krumm, ärmer als Lazarus, und kein Mensch kümmerte sich um mich, bis nach zwei Jahren plötzlich der Herr Abbé bei mir eintrat, begleitet von Gott weiß wie vielen Häschern. Er war oberster Verwalter von Hennegau und hatte von Herrn von Louvois die Weisung empfangen, auf die Schmähschriften zu fahnden, welche in Flandern verbreitet würden, und namentlich die Verfasser derselben aufzugreifen. Wie nun Herr Fautrier meine Papiere durchsah, fand er nichts Strafbares, aber das Zeug gefiel ihm und er hieß mich mit ihm nach Maubeuge fahren. Gern, wenn; ich ein anderes Gewand hätte als diesen Schlafrock, versetzte ich. Worauf er: das hat nichts zu bedeuten; bevor drei Tage vergehen, sollt Ihr Kleider genug haben. Seht, hochwürdiger Vater, von jenem Augenblick an ist mir's immerdar wohlergangen, und ich denke, der Tod wird mir's auch nicht anders machen, — als der Herr Abbé Fautrier; er kommt, um mich in den

Kerker zu werfen, und führt statt dessen mich zum Paradies.« — »Amen,« versetzte der Priester; »doch jetzt, mein Sohn, laßt uns im Ernst an Euer Heil denken.« — »Ich verlang' es ja nicht besser,« antwortete der Kranke und begann alsbald in der vorgeschriebenen Form seine Beichte abzulegen.

Als Moreau, freundschaftlicher Sorge voll, eilig mit der Wartfrau herbeikam, lag Lainez mit geschlossenen Augen, still wie ein Todter im einsamen Gemach. — »Barmherziger Himmel,« kreischte das Weib, »er ist gestorben und Niemand war bei ihm!« — »Noch nicht,« antwortete lächelnd der Kranke, indem er erwachend die Augen öffnete: »ich habe recht sanft geschlummert. Die lange Ruhe wird mir überaus behaglich vorkommen. Seyd Ihr's, lieber Moreau?« — Der Musiker trat näher, Thränen in den Augen. — »Seyd kein Kind!« tröstete Lainez; »wir müssen Alle den Schritt thun, früher oder später. Ich beschied Euch zu mir, um Euch einen Auftrag zu geben. Hört, Moreau . . .« Der Kranke stockte; offenbar suchten seine Blicke einen Gegenstand, den sie nicht fanden, bis er nach einer Weile sich halb empor richtend rief: »Schnell, Jeanette, fort, hole mir den Polizeikommissär!« — »Wozu?« — »Fort, sag' ich, fort, den Commissär her, bevor ich den letzten Athem aushauche!«

Gehorsam eilte die Wärterin, den räthselhaften Auftrag zu vollziehen. Moreau wollte fragen. »Später, Freund,

später,« antwortete Lainez mit dringlicher Heftigkeit: »ich bin hier in einer Räuberhöhle. Schnell, schaffe mir einen Tragsessel.« Da alle Einwendungen vergeblich blieben, ging Moreau, um die Sänfte herbeizuschaffen, was in dem abgelegenen Stadtviertel nur mit bedeutendem Zeitverlust geschehen konnte. Als der dienstfertige Freund endlich zurückkam, fand er beim Kranken den Commissär samt dem Pfarrer. Lainez hielt ein Holzkistchen mit beiden Händen auf dem Schooß und sprach ziemlich heftig: »Seht, Moreau, diesen meinen Schatz hatte mir der hochwürdige Vater gestohlen, da ich schlief.« — »Mein Herr,« rief der Pfarrer, »Ihr mißbraucht den Freibrief Eurer Lage. Nachdem Ihr mir gesagt, daß dieses Kistchen die Ergüsse Eurer übermüthigsten Laune enthält . . .« — »Meine besten Gedichte,« seufzte der Kranke, »Gedichte, welche ich Niemanden mittheilte.« — Der Geistliche fuhr fort: »Ich hielt es für angemessen, diese frevelhaften Papiere zu vernichten.« — »Nein,« rief Lainez dagegen, »Ihr gedachtet Eure vertrocknete Einbildungskraft aus frischem Quell zu tränken, Eure- erlöschenden Sinne mit den üppigen Bildern zu ermuntern. Ihr sevd ein Dieb!« — »Und Ihr ein verdammter Sünder, der schnurstracks zur Hölle fährt!« schrie der Geistliche und stürmte davon. Lächelnd blickte ihm Lainez nach und sprach dann halb für sich: »Du hast mich vorhin ja selbst losgesprochen; daran halt' ich mich.« Zu Moreau gewendet fuhr er fort:

»Ist die Sänfte zur Hand?« Der Freund nickte. —  
»Wohlan,« gebot Lainez, »so tragt mich hinaus zum  
Montmartre, daß ich noch einmal in Gottes frischer freier  
Luft die Sonne ausgehen sehe in ihrer Herrlichkeit.«

Moreau widersprach ihm nicht, sondern half den  
Sterbenden in die Sänfte packen und ließ ihn forttragen.  
Ihn zum Montmartre zu bringen war unnöthig; die Seele  
flog dem Sonnenaufgang entgegen, bevor das irdische  
Auge ihn hätte erblicken können. Der Freund nahm das  
Kistchen mit den Gedichten an sich, und die Nachwelt  
hat nicht erfahren, was aus dem Inhalt geworden. — Zum  
Herzog von Montauzier aber sagte am nächsten Morgen  
der Musiker: »Gnädiger Herr, Lainez läßt Euch grüßen  
und Ihr möchtet ihn doch begraben lassen.«

Der Herr, welcher in diesem Stücklein als Montauzier  
vorkommt, wird wohl einen andern Namen geführt  
haben, den ich eben nicht kenne. So viel ist gewiß, daß  
Karl von Sainte-Maure, der erste und letzte Herzog von  
Montauzier, 1690 gestorben ist, also zwanzig Jahre vor  
Lainez. Der gelehrte Leser sey so gütig, die  
Namensverwechslung zu verbessern; dem ungelehrten  
wird es ohnehin gleich gelten, wie selbiger Cavalier  
geheißen hat.

– E n d e –